

RECHTERS

DE TOTEN

LEIBEN

JUNG

ANNA SEGHERS

DIE TOTEN BLEIBEN JUNG

ROMAN

AUFBAU-VERLAG BERLIN

1953

*Alle Rechte vorbehalten • Aufbau-Verlag GmbH, Berlin W 8
Printed in Germany • Lizenz-Nr. 301. 120/29/53 • Ausstattung Karl Gossow
Gesamtherstellung VEB Offizin Haag-Drugulin in Leipzig III/18/38*

• • • •

ANNA SEGHERS
GESAMMELTE WERKE IN EINZELAUSGABEN
BAND VI

HAUPTPERSONEN DES ROMANS

Der Tote:

ERWIN *junger Soldat im ersten Weltkrieg*
Martin *sein bester Freund*
Marie *seine Freundin*
Hans *das Kind von Erwin und Marie*
Geschke *später Mariens Mann*
Helene } *Geschkes Kinder aus erster Ehe*
Franz }
Emilie *Mariens Tante*

An Erwins Ermordung beteiligt:

VON KLEMM *aus rheinischer Industriellenfamilie,*
Offizier im ersten Weltkrieg
Lenore *seine Frau*
Helmut *ibr Sohn*
Klemm (ohne von) *sein Vetter*
Kommerzienrat Castricius *Geschäftsfreund,*
Vater seiner zweiten Verlobten
Schlütebock *Direktor bei IG-Farben, Geschäfts- und Parteifreund*

BECKER *Klemms Chauffeur*

VON WENZLOW *aktiver Offizier, Klemms Schwager*
Amalie von Wenzlow *seine Tante*
Ilse *seine Frau*
Von Malzahn *Major, Wenzlows Schwiegervater*
Anneliese *Wenzlows älteste Tochter*
Von Stachwitz *sein Freund*
Justizrat Spranger *väterlicher Freund*

VON LIEVEN *baltischer Emigrant, Offizier,*
dann in verschiedenen Berufen. Später Offizier der SS
Otto von Lieven *sein Vetter*
Elisabeth *seine Kusine*

WILHELM NADLER *Bauer, Soldat im ersten Weltkrieg,*
dann in einem Freikorps. Im zweiten Weltkrieg wieder Soldat
Liese *seine Frau*
Christian *sein Bruder*

ERSTES KAPITEL

I

„Macht Schluß!“ Erwin verstand die Worte, obwohl sie der Hauptmann nur knurrte. Er begriff, daß sein Ende bevorstand. Als gestern die weißen Garden den Marstall gestürmt hatten, war ihm sein eigener Tod noch unfassbar erschienen. Er war zwar gewohnt, mit dem Tod zu rechnen, seit er sich gleich 1914 als halber Junge freiwillig gemeldet hatte. Damals versprach die Armee mehr als die eigene verwaiste, elende Jugend. Lieber in einer Uniform stecken, als in dem kläglichen Kittel der Müllabfuhr von Berlin; elender Arbeitsplatz, den ihm der Onkel verschafft hatte, weil er ihn nicht länger ernähren und auch nicht das Geld für eine Lehrstelle ausgeben wollte.

Das Echo tönte noch zweimal aus seinem Innern oder zwischen den Zähnen des Hauptmanns: Schluß! Schluß! — Damals war die Armee für ihn alles in einem gewesen: Mutter, Heimat und Zuflucht. Er hatte die Worte Ehre und Vaterland genau so bereitwillig angenommen wie die Waffen; plötzlich war er, der Knirps, den man nur geduldet oder geprügelt oder vergessen hatte, zu großen Dingen bestimmt. Nach den ersten Anfällen physischer Angst war ihm die Todesdrohung natürlich geworden, wie allen Menschen auf Erden, die allesamt wissen, daß sie einmal sterben müssen, ohne sich dauernd durch diese Voraussicht stören zu lassen. Aber sein echtes Leben hatte genaugenommen im Dezember 1916 begonnen. Damals war ihm das erste Flugblatt im Schützengraben in die Hände gefallen. Seit diesen Tagen werden keine drei Jahre mehr vergangen sein, wenn „macht Schluß“ wirklich das Ende bedeutete. Er konnte den dünnen schaumigen Schwarm

sinnloser Hoffnungen nicht verjagen, der erst mit dem Quietschen der Autobremse in seinem Kopf verquoll. Seit damals das Flugblatt an ihn gekommen war, hatte das Sterben etwas anderes bedeutet, als hätte es mehr mit dem Leben als mit dem Tod zu tun. Er hatte vorher sein Leben als Druck empfunden, in einzelnen Sonntagsnächten als Spaß. Das Flugblatt war der erste menschliche Zuspruch, der je an ihn selbst ergangen war. Er hatte zum erstenmal gefühlt, daß es jemand gab, der ihn ungestüm suchte, der ihn sofort dringend brauchte, mit Leib und Seele, der ohne ihn nicht leben konnte. Er hatte sich vorher eingebildet, das Vaterland brauche ihn dringend. Er hatte sich grimmig gegen die Schmach gesträubt, er könnte mit etwas verführt worden sein, wonach er sich selbst geseht hatte. Die eine Hälfte des Herzens hatte sich lange gegen die Einsicht der anderen Hälfte gewehrt. Obwohl er schon ahnte, daß die Armee mit Mutter und Heimat nichts zu tun hatte, so wenig wie seine Tante, die sich freute, daß sie ihn los war. Das Vaterland, das sie ihm priesen, war gar nicht die Zuflucht, die er gemeint hatte.

Als er das Flugblatt in seine Uniform steckte, da wußte er, endlich hatte ihn der gefunden, den er unruhig und unbewußt suchte. Er sah schwarz auf weiß die Fragen, die ihm nur durch den Kopf geflitzt waren wie Schatten von Schatten. Warum war das Leben vor dem Krieg so und nicht anders gewesen? Warum war der Krieg gekommen? Warum mußte er aufhören?

Der Hauptmann, der eben „Macht Schluß!“ geknurrte hatte, knurrte lauter: „Bißchen dalli!“ Der Wachsoldat, der Erwin seit dem Abtransport unter der Fuchtel hatte, packte ihn fester. Wieviel Minuten mag es noch dauern? Jede Minute zählt schwer wie Jahre. Die zwei letzten, die richtigen Jahre seines Lebens, gingen so rasch vorbei wie Minuten. Der Mann, der ihm damals das Flugblatt zusteckte, hatte Martin geheißen. Erwin ahnte nicht, was alles dem Druck des Flugblattes vorausging: gefälschte Pässe, gefährliche Auslandsreisen, Konferenzen in Schweden und in der Schweiz, hartnäckige Streitigkeiten, verbotene Druckereien, Verhaftungen an der Front und da-

heim, Zuchthaus und Standrecht, bis endlich die paar gedruckten Zeilen vor seine Augen kamen. Weil ihm das Flugblatt befahl: „Weitergeben!“, gab er es rasch und gehorsam weiter. — Er verteilte bald wieder mal Flugblätter. Er wurde in Gespräche gezogen und nach und nach in Beratungen. Er machte eine Art Schulzeit durch im Schützengraben zwischen zwei Schlachten. Der Wind aus dem Osten trieb durch Deutschland, das, müde und hungrig, den vierten Kriegswinter erwartete, in einer verregneten Novembernacht das Laub aus dem roten Oktober an. Die Revolution war so jung wie er selbst.

Mein Freund, dachte Erwin, hat mich heute sicher am Treffpunkt verzweifelt erwartet. Er dachte an Martin, als hätten sie in uralten Zeiten zusammen gelebt. Er wartete vielleicht jetzt noch an dem vereinbarten Treffpunkt. — Sie waren zusammen vor knapp drei Monaten nach Berlin gekommen. Sie waren beide familienlos. Sie wurden von keiner Mutter erwartet, von keiner Schwester, von keiner Liebschaft, von niemand als von der Revolution. Sie hatten darunter nicht bloß den Umsturz verstanden, den Sowjetstaat, oder „Alle Macht den Räten!“. Sie hatten darunter das neue Leben verstanden, das mit dem vergangenen so wenig zu tun hatte wie das Jenseits mit dem Diesseits. Sie hatten die Aufteilung des Bodens genauso erwartet wie unerhörte Gefühle in ihrem Innern. Er hatte für sich genau so gehofft, daß er vielleicht jetzt doch noch Maschinenschlosser werden könnte oder vielleicht sogar in dem neuen Leben Maschinenzeichner, wie er hoffte, die neue Welt werde künftig in Freiheit und Gerechtigkeit von einer unerschöpflichen Macht gelenkt. Dafür hatten sie sich wochenlang in den Straßen von Berlin geschlagen; zuletzt gegen die weißen Garden, die Noske zu Hilfe geholt hatte. Die Republik war ja im November wie das Kind im Märchen mit weißen Haaren greise zur Welt gekommen, gelähmt von den Lasten und Lastern der alten Zeit. Wenn jetzt sein eigener Tod wieder möglich wurde, hielt er ihn für eine beiläufige Episode in dem gemeinsamen Leben, das stürmisch weiterging mit ihm oder ohne ihn. Erst als die Garde

den Marstall gestürmt, die nächsten Gassen besetzt und alle Gefangenen ausgezählt hatte, war ihm klargeworden, daß er eine nur ihm bestimmte Portion in dem gemeinsamen, immerfort auffüllbaren Leben hatte, einen ihm zugemessenen Anteil am Leben und Sterben. Kaum war er in das Auto verladen worden, um zu einer Gegenüberstellung vor den Stab in Nowawes gebracht zu werden, da gab er sich einer Menge Hoffnungen hin wie jeder, der sich seines einzelnen, nur ihm gehörigen Schicksals bewußt wird. Als sie in den Wald hinter dem Wannsee einfuhren, spielte er mit der wilden Hoffnung, die Seinen könnten sich noch einmal aufgerafft und den Marstall zurückerobert haben; das Stabsgebäude, in das man ihn führte, könnte belagert sein, das Gericht könnte abgebrochen werden und selbst der Weg zum Gericht.

Da waren sie zwischen Wannsee und Nowawes auf den Hauptmann von Klemm gestoßen, an dessen Auto ein Reifen geplatzt war. Klemm stand bei der Garde, die den Marstall gestürmt hatte; die zwei Leutnants auch, die rechts und links von ihm saßen. Klemm hatte sich nach dem Fahrtziel des Gefangenenautos erkundigt. Er hatte dessen Chauffeur befohlen, mit seinem eigenen zu tauschen. Erwin hatte gespannt auf die Anordnungen gehorcht. Der Reifen am eigenen Auto sollte aufgepumpt werden. Das Auto sollte in den „Fürstenberger Hof“ zurückgebracht werden. Klemms eigener Chauffeur sollte unterdes das Gefangenenauto übernehmen. Sie mußten jetzt ohnedies allesamt zum Stab nach Nowawes.

Erwin hätte sich gerne die zwei Männer angesehen, die hinter ihm rechts und links von dem Hauptmann Klemm saßen. Er konnte den Kopf nicht umdrehen; es war verboten, und sein Kopf war bleischwer. Er schielte nur seitlich nach dem neuen Chauffeur, dem runden, ausrasierten Schädel. Das Kinn stand weiter vor als die Nase. Das war das letzte fremde Kinn seines Lebens. Er konnte die Worte Klemms nicht ganz verstehen, er verstand den Klang. Die Scherereien lohnen sich wirklich nicht; man soll ihn gleich hier fertigmachen.

Sie würden ihn wahrscheinlich nicht in dem Auto abknallen,

dachte Erwin. Sie würden ihn in der nächsten Minute irgendwie auf die Beine bringen. Sie würden ihn ein Stück von dem Auto entfernt umlegen, um sich Unannehmlichkeiten zu ersparen. Erwin machte die gewaltigste Anstrengung seines Lebens: er warf den unsinnigen Ballast von blöden Hoffnungen und von zwecklosen Erinnerungen von sich ab. Martin, der sein Freund und Bruder auf Erden gewesen war, der vielleicht jetzt an ihn dachte: unnötiger Ballast. Weg damit. Das Mädchen, mit dem er die letzten Sonntagsnächte verbracht hatte, ein gutes Mädchen, gut für das ganze Leben: unnötiger Ballast. Weg damit. Er hatte jetzt keinen Ballast mehr auf sich. Er konnte sich stramm hinstellen; er konnte vor ihnen stehen, als stünde er vor dem ganzen Volk. Für ihn war jetzt alles aus. Er hatte nichts mehr vom Leben, das Leben hatte nichts mehr von ihm. Es hatte noch diese Birken und Kiefern, die Wolken; es hatte die große Stadt hinter dem Wald; es hatte noch diese fünf Männer, die mit ihm Schluß machten. Die fuhren an seiner Stelle weiter. Die fuhren an seiner Stelle zurück in die Stadt. Die fuhren an seinem Treffpunkt vorbei. Die brachten die Nachricht von seinem Tod.

Er hörte das Bremsen. Der Chauffeur knurrte: „Besser aussteigen!“ Der Wachsoldat packte ihn unterm Arm, wobei er zugleich mit dem Knie in Erwins Kniekehle stieß, so daß sie beinahe zusammen herauskollerten. Dann stieß er ihn quer über die Straße in das lichte Stück Kiefernwald. In Erwins Kopf verhallte das letzte Echo: „Schluß!“ Die zwei Offiziere glitschten hinter ihm in den glatten Kiefern nadeln, als ob sie Schlittschuh liefen. Sie lachten darüber. Erwin dachte: Jetzt kann ich sehen, wie sie aussehen. Er blieb so plötzlich stehen, daß sein Wachsoldat beinahe ausglitt. Er wandte den dreien voll sein Gesicht zu. Er konnte sie aber nicht recht erkennen, das Licht der Welt war ihm schon im Verglimmen. Er rief oder glaubte zu rufen, denn seine Stimme war schwach: „Ihr könnt jetzt Schluß mit mir machen. Ihr kommt aber auch noch dran.“ — Er fiel um, in den Kopf getroffen. Der jüngere Leutnant hatte geschossen auf ein Zeichen des Hauptmanns. Der

Wachsoldat sagte: „Der wär mir noch beinahe durch die Lap-
pen gegangen.“ Der Hauptmann sagte: „Verstaut ihn nur rasch.“
Der Chauffeur sprang auf den Zuruf aus dem Auto, in dem er
allein gewartet hatte. Sie trugen den Toten in eine Kuhle
zwischen zwei Sandhügeln. Sie stocherten herum, sie füllten
das Grab mit Sand und mit Kiefernadeln, weil es hier keine
gute Erde gab. Der Chauffeur lief auf die Straße zurück; er
brachte ein paar Steine, um alles zu beschweren.

Die drei Offiziere setzten sich auf ihre alten Plätze. Klemm
saß wie vorher zwischen Wenzlow und Lieven. Wenzlow, der
geschossen hatte, bewegte schwach die Backenknochen. Sein
sehr junges dünnhäutiges Gesicht war langgestreckt wie seine
Nase und seine Hände und alle seine Knochen. Er hatte schon
unzählige, vielfach tödliche Schüsse abgegeben, seitdem er aus
der Kadettenanstalt ins Feld gerückt war. Daß an dem letzten
befohlenen Schuß, hier daheim auf dem eigenen Boden, auf
einen einzelnen Mann aus demselben Boden, etwas Besonderes
gewesen sein sollte, das kam ihm nicht in den Sinn, und er
dachte auch nicht darüber nach. Die Backenknochen zuckten
noch etwas unter der dünnen, gleichsam zu straff gespannten
Haut. Lieven, der rechts von Klemm saß, sah reglos in die
Richtung des Grabes zurück. Er sagte: „Sehen Sie, Kamerad,
da drüben die paar Birken in den Kiefern. Sieht in der Sonne
wie Schneeflecke aus. Bei uns zu Hause an der Ostsee gibt es
davon ganze Wälder.“ Klemm sagte zu seinem Chauffeur:
„Zehn Minuten vor elf, Becker. Man kommt noch immer
pünktlich zur Sitzung.“ Auf beiden Seiten der Straße standen
schon ein paar einzelne Häuser, nett und sauber in ihren
winterlich kahlen, aber gepflegten Gartengrundstücken. Klemm
dachte beim letzten Stück Weg, daß er vielleicht bald heim-
fahren könnte. Er könnte dann seinen Jungen sehen, der ihm
kürzlich geboren war. Er könnte vielleicht seinen Freund
Lieven mitnehmen oder seinen Schwager Wenzlow, oder beide,
oder noch besser keinen von beiden. Becker fuhr ihn natürlich
hinunter; der war, zuerst sein Bursche, dann sein Chauffeur,
seit Kriegsausbruch nicht von ihm gewichen.

Marie riß das Bettzeug herunter. Luise, die sich vor dem Waschtisch frisierte, sah ihr in dem Spiegelchen zu. Sie sagte: „Wir haben noch keine Woche frisch überzogen.“ Marie erwiderte nichts; sie knäulte die schmutzige Wäsche zusammen und stopfte sie in den Sack, der zu diesem Zweck an einem Nagel am Bettpfosten hing. Luise betrachtete ihre Frisur von beiden Seiten im Spiegel und ihre ganze Aufmachung. Sie sagte: „Dein Erwin hat schon mal so was im Leben gesehen. Ein paar Flecke von einem Mädcl. Das kannst du diesmal alleine waschen, wenn du auf Luxus versessen bist.“

Marie glich einem Schulmädchen in dem engen Unterrock mit den nackten mageren Armen und dem losen, nicht sehr üppigen Zopf auf dem Rücken. Sie sagte auch wie ein Schulmädchen: „Ich werde gleich morgen früh vor der Arbeit alles waschen mit meiner eigenen Seife. Wenn morgen die Sonne noch mal scheint, kann ich's dann abends gleich bügeln.“ Luise setzte den Filzhut zurecht, der mit einem Samtband garniert war. Sie tänzelte auf die Tür zu. „Ich bin mal wieder so anständig und laß euch allein. Hat er denn gar keine Lust, dein Jüngling, dich auch mal auszuführen und was springen zu lassen?“ — „Wozu denn? Hier ist's doch still. So gut ist's doch nirgends.“ — „Das meint man immer beim ersten, daß man ein spezielles Vergnügen erfunden hat. Sag deinem Herrn einen schönen Gruß. Auf Wiedersehen, Kleines.“

Marie fing sofort an, sich zu waschen. Sie zog ihr gestreiftes Kleid an, das sie von Sonntag auf Sonntag sparte. Es war ein Sommerkleid, und sie fror. Sie kämmte und flocht ihr Haar. Sie drehte den Zopf in ein Knötchen. Sie sah nicht in den Spiegel. Sie glaubte, daß alles, was richtig gebügelt und gescheuert war, aus sich selbst in Ordnung sei. Das Zimmer war richtig, weil es vollkommen aufgeräumt war. Ein wenig Brennholz steckte schon in dem gußeisernen Öfchen. Das würde Erwin selbst anzünden, wenn er kam, und die Briketts darauflegen. Sie breitete die Kattundecke über das Bett, das sie sonst mit

Luise teilte. Sie dienten beide im „Anker“, im selben Haus. Es gab nur noch ein paar Sachen zurechtzurücken, das Nadelkissen, die Seifenschale, das alles gehörte Luise. Auch die paar Photographien und Ansichtskarten. Marie hatte nie jemand gehabt, der ihr Karten schickte. Luise hatte schon vor zwei Jahren hier oben gewohnt, bei derselben Wirtsfrau logiert, bei der dann Marie in Stellung kam durch die Vermittlung einer Tante. Marie war dann Nacht für Nacht todmüde heraufgeklettert. Sie hatte den Lohn und kleine Trinkgelder regelmäßig der Mutter nach Pellworm geschickt. Sie hatte sich über Schlägereien und Raufereien, über Luises Liebschaften, die Anbandeleien der Wirtin so wenig gewundert, wie man sich über verschrobene Träume wundert.

Marie beugte sich weit aus dem Fenster, obwohl sie wußte, daß sie nicht auf die Straße sehen konnte. Sie sah über Dächer und Bäume. Die kleine Stadt lag dicht bei Berlin wie ein abgerupfter Vorort. Die Ebene mit regelmäßigen kahlen Äckern und wolkigen Flecken von Wäldern und einzelnen schimmernenden Seen, die von dem Abendhimmel abgetropft schienen, war glatt und still wie das Meer. Marie glaubte, sie könnte nur deshalb nicht ihre Heimatinsel erkennen, weil ihre Augen nicht scharf genug waren. Sonst hätte sie auch den Dampfer erkennen können und alles Vieh auf dem Deich, die Ziegelsteine und die Gesichter einzelner Nachbarn und Kinder, die zur Schule gingen. In einer der tiefen Gassen ging ein einzelnes Licht an. Marie schloß die Augen. Sie wußte nur, wenn die Lichter angingen, wieviel Uhr es war. Luise hatte eine Uhr.

Sie schloß das Fenster; das Zimmer wurde dadurch nicht wärmer. Sie horchte im Haus nach dem Freund, der jetzt gleich heraufkam. Ihr war bang und froh. Der Himmel war noch ziemlich hell. Doch drunten gab es schon viele Lichter. Sie erwartete ihren Freund jeden Augenblick. Er hatte ihr fest versprochen wiederzukommen. Er hatte dreimal versprochen wiederzukommen, und er war dreimal gekommen. Der Abendhimmel glänzte und ihr Gesicht und ihr Haar. Sie hörte die Haustür dröhnen und jemand heraufstapfen, aber nur bis zum

zweiten Stock. Dann kam wieder jemand; er stieg höher und höher. Marie wurde ein wenig bleicher; die Schritte näherten sich, aber nur bis zur nächsten Tür. Sie hörte Auflachen und Händeklatschen. Im Zimmer war es dämmrig geworden. Drunten waren die Lichter alle aufgegangen, auch droben die Sterne. Marie kam zum erstenmal der Gedanke, ihr Freund könnte sich verspäten. Sie sah sich zum erstenmal in dem Zimmer um, in dem sie allein zu warten hatte. Das Zimmer war kahl. Die paar Gegenstände beschleunigten nichts und beschönigten nichts. Die paar Girlanden auf der Tapete waren keine Wiese. Sie dachte an ihren Geliebten, nicht wie er aussehen könnte, wenn er doch noch hereinkäme. Sie dachte an ihn, wie er früher immer ausgesehen hatte.

Sie hatte einmal mit Luise im „Anker“ Bier und Wellfleisch ausgegeben. Der Weihnachtsbaum hatte schon glitzernd und ruppig in der Ecke gestanden. Zwei Männer waren hereingekommen. Der eine war jung und fest und hell; der andere war auch jung gewesen, doch seine Jugend war ihr nicht aufgefallen, sondern seine beinahe zusammengewachsenen Brauen. Er war auch nicht hoch und fest gewesen, sondern gedrungen und klein. Er hatte die Mütze abgenommen von einem kahlgeschorenen kegelförmigen Kopf. Dem Jungen war das helle Haar in einzelnen Strähnen vom Wirbel gehangen. Sie hatte die Nadeln von dem Tisch unter dem Weihnachtsbaum weggekehrt, an den die zwei sich setzten. Der Junge hatte nach ihrem Arm gegriffen. Er hatte auch bald gefragt, ob sie hier wohne, als ob er geahnt hätte, daß sie die Frage herbeiwünschte. Als ob ihr Wunsch die Kraft gehabt hätte, ihn an dem Tisch festzunageln, war er mit seinem Freund sitzengeblieben, selbst als die anderen Gäste, und sogar Luise, gegangen waren. Er hatte sich von seinem Freund verabschiedet, als der „Anker“ geschlossen wurde. Sie hatten lange allein im verregneten Schnee herumgestanden. Dabei war es ihr nicht zumute gewesen, als ob sie sich jetzt erst getroffen hätten, sondern als ob sie sich endlich nach langer Trennung wiedersähen. Er war mit ihr die Treppe herauf-

gestiegen. Luise hatte noch nicht geschlafen; Marie hatte sie nicht zu bitten brauchen. Sie hatte ihr gleich das Gute vergolten, das ihr Marie schon oft getan hatte. Sie hatte das Bett geräumt und war bis zum Morgen in die Sperberstraße verduftet, zu ihrem Bekannten, dem Trambahnschaffner. Als sie am Morgen wiedergekommen war, um sich zur Arbeit umzuziehen, hatte sie gefragt: „Ist es gut gegangen?“ Marie hatte nicht gewußt, was Luise unter Gutgehen verstand. Nur Luise konnte so dumm sein zu glauben, das sei dasselbe gewesen, warum sie, Luise, sich manchmal putzte und ihre rosa Bluse anzog. Das, was mit ihr, Marie, geschehen war, hatte nicht das geringste mit dem zu tun, worüber die Mädchen im Haus oft schwatzten, lachten und stritten. Sie hatte erwidert: „Erkommt Mittwoch wieder.“ Was die Luise erwiderte: „Hoffentlich vergißt er's nicht“, schien ihr keine böse und keine spöttische, nur eine törichte Antwort. Er war Mittwoch auf die ausgemachte Minute wiedergekommen. Luise hatte auch wieder gutmütig Zimmer und Bett geräumt. Am folgenden Samstag, wie ausgemacht, war er wieder da. Er blieb den ganzen Sonntag im Zimmer sitzen, bis nach der Arbeit Marie heraufkam. Er war auch die letzte Woche, das drittemal, auf die Minute gekommen, auch nicht in den „Anker“, sondern gleich hierherauf. Weil er heute noch nicht gekommen war, dachte Marie, wie es früher gewesen war, wenn er gekommen war. Er hatte nicht mit dem Mund gelacht, aber das Lächeln in seinen Augen hatte genügt, um sein mageres Gesicht aufzuhellen und das Zimmer und auch das Viereck von Abendhimmel im Fenster. Dabei waren winzige Fünkchen in seinen Augen herumgeflogen und über sie weg und über das Bett und die Kommode.

Marie drehte sich gegen das Fenster; sie wandte sich sofort wieder ab, als seien die ersten, noch blassen Eisblumen undurchdringlich, ein Dickicht! Das Grammophon war jetzt abgestellt, das fortwährend unten in der Wirtschaft gespielt hatte. Die nächtliche Stille tat weher im Ohr als der Lärm. Sie dachte noch einzelne Gedanken, obwohl ihr Herz schon verödet war. Vielleicht war ihm etwas Dringliches dazwischen-